

Wissen: Aula

Mein ist die Rache!

Die Kulturgeschichte einer großen Emotion

Von Jürgen Wertheimer

Sendung: Sonntag, 17. Mai 2020, 8.30 Uhr

Redaktion: Ralf Caspary

Produktion: SWR 2020

Rache ist unbestreitbar eine der großen Triebkräfte menschlichen Handelns. Jürgen Wertheimer, Professor für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Tübingen, skizziert eine Kulturgeschichte der Rache.

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

SWR2 können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert. Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...
Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

MANUSKRIFT

Anmoderation:

Mit dem Thema: „Mein ist die Rache! Die Kulturgeschichte einer großen Emotion“. Am Mikrofon: Ralf Caspary.

Rache ist eigentlich ein faszinierendes Phänomen – ob sie nun süß oder sauer ist, sei dahingestellt. Sie ist unbestreitbar eine der großen Triebkräfte menschlichen Handelns. Klar ist aber auch, dass man von ihr eher im Tonfall bemühter Zurückhaltung spricht. Als gehöre sie einer Kulturstufe oder Welt an, die mit der unseren, rechtsstaatlich organisierten nichts zu tun hat. Und das hat natürlich Gründe. Die Demokratie basiert darauf, dass Rache kanalisiert und gezähmt wird, und das ist ja auch gut so. Aber damit ist Rache nicht verschwunden, im Gegenteil, sie findet sich in der Literatur wieder.

Jürgen Wertheimer, Professor für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Tübingen, skizziert eine kleine Kulturgeschichte der Rache. Sein Vortrag beginnt mit Mozarts „Zauberflöte“:

Musik:

Der Hölle Rache kocht in meinem Herzen. Arie der Königin der Nacht, 2. Akt. Aus: „Die Zauberflöte“

Jürgen Wertheimer:

Hört
Hört
Hört
Rachegötter
Hört der Mutter Schwur

Virtuoser und wirkmächtiger als in der Arie der Königin der Nacht aus Mozarts „Zauberflöte“ wurde das Phänomen der Rache wohl kaum je besungen. Nicht nur das Phänomen, die verführerische Eleganz, ja Erotik der Rache. Ihre Rachefantasien beflügeln die dämonische Heldin zu ästhetischen Hochleistungen, schwindelerregenden Stakkato-Koloraturen und berausenden emotionalen Exzessen. Und im Grunde warten die allermeisten im Publikum der Zauberflöte nicht auf Sarastros getragene Weisheitslehren, sondern genau auf diese drei Minuten hemmungsloser, kristallklar gefasster Vernichtungsfantasie.

Denn es geht bei all dem nicht um philosophische Gerechtigkeit, sondern um gnadenlose Abrechnung – ein Affektzustand, um den die demokratischen Systeme seit je einen großen Bogen schlagen, obwohl er im emotionalen Zentrum steht, vielleicht weil er im Zentrum steht. Es ist vermutlich kein Zufall, dass Ende des zivilisierten 18. Jahrhunderts nur mehr im scheinbar unverfänglichen Medium des „Märchen- und Zauberspiels“ Platz für Rachefantasien war, und sich dort in Gestalt der „bösen“ Königin der Nacht materialisierte, während man in den „Heiligen Hallen“

des freimaurerisch grundierten autoritären Tugendreichs Sarastraos der Rache abschwor: „In diesen heiligen Hallen kennt man die Rache nicht“, heißt es programmatisch.

Rache und Gewalt – wie zwei monströse Relikte aus archaischen Zeiten ragen diese beiden Pfeiler unserer Existenz in das alltägliche Leben und wir versuchen seit 2000 Jahren, mit diesem Erbe zurande zu kommen, es zu domestizieren, zu kontrollieren. Und zugleich: es immer wieder zu beschwören und, mehr noch, es zu verklären. Beileibe nicht erst im späten 18. Jahrhundert. Die Verschulung und Kultivierung unserer Rachefantasien beginnt früh und bleibt dennoch voller innerer Widersprüche. Ein großangelegter Versuch, mit dem Phänomen der Vergeltung und der Rache fertig zu werden. Ob im Buch der Bücher, wo das Recht auf Rache einzig und allein an Gott delegiert wird und dieser bereits im Buch Mose den Auftrag klar übernimmt: "Die Rache ist mein. Ich will vergelten, spricht der Herr“.

Ein kluger, strategisch folgenreicher Schachzug gegen eine Welt der Blutrache und der Abrechnung untereinander nach dem Motto des „Auge um Auge, Zahn um Zahn“. Eine Losung, die im Übrigen auch ihrerseits bereits als kultureller Eingriff in die Mechanik ungeordneter Racheimpulse zu verstehen ist. 1905/06 entdeckten französische Archäologen bei Susa den Codex Hammurabi. Dieser Rechtstext aus der Zeit um etwa 1700 v. Chr. enthält eine Art Kompromissformel. In § 196 heißt es: "Wenn ein freier Mann das Auge eines freien Mannes zerstört, zerstört man sein Auge.“ Wenig später: "Wenn er ein Auge eines Hörigen zerstört oder den Knochen eines Hörigen bricht, zahlt er eine Mine Silber.“

Strafzahlung? Blutgeld statt Blutrache? Ein erster Schritt in ein geordnetes Verfahren. In der Bibel wird bereits nicht mehr zwischen freien Männern und Sklaven unterschieden, noch einen Schritt weiter geht das Neue Testament, wenn es in der Bergpredigt heißt: "Ihr habt gehört, dass gesagt wurde: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage Euch, leistet dem Bösen keinen Widerstand, liebt Eure Feinde!" (Mt. 5.38)

Feindesliebe statt Blutrache? Eine im wahrsten Sinne fromme Illusion. Die Wirklichkeit scheint anders ausgesehen zu haben. So anders, dass sich noch mehr als ein halbes Jahrtausend später der Koran mit dem Problemfeld zerstörerische Blutrachegelüste argumentativ herumschlagen musste. Das Prinzip der Wiedervergeltung – al-qisas – versuchte den Impuls der Rache im Sinne des alttestamentarischen „Auge für Auge“ zumindest in geregelte, im Sinne der Schariah fortschrittliche Bahnen zu lenken – wobei wiederum Gott, Allah, als oberste juristische Instanz auftritt. Allerdings mit speziellen Ausnahmen. In Sure 2 heißt es: Ihr Gläubigen! Bei Totschlag ist euch die Wiedervergeltung (al-qisās) vorgeschrieben: ein Freier für einen Freien, ein Sklave für einen Sklaven und ein weibliches Wesen für ein weibliches Wesen. Und wenn einem (der einen Totschlag begangen hat) vonseiten seines Bruders (dem die Ausübung der Wiedervergeltung obliegt) etwas nachgelassen wird, soll die Beitreibung (des Blutgeldes durch den Rächer) auf rechtliche, auf ordentliche Weise vollzogen werden. (Sure 2, Vers 178 nach Paret)

Exakt austariert zwischen persönlichem Impuls und gemeinschaftlicher Regelung, Blutrache und Blutgeld wird hier, in hochdifferenzierter juristischer

Abwägung, förmlich nach einem Ausweg, einem dritten Weg gesucht. Außer in gravierenden Fällen wird häufig der Weg der Strafzahlung, des „Blutgeldes“ angeboten. Im Grunde ist die verklausulierte Rechtssprechungsakrobatik der juristischen Theologen Ausdruck der Beinahe-Kapitulation. Das Gesetz der Blutrache scheint in allen Kulturen – auch und gerade in Hochkulturen – unterschwellig immer mitzuschwingen.

Erst in jüngerer Zeit, im Jahre 2011, erregte der Fall Ameneh Bahramis das Interesse der Weltöffentlichkeit. Die junge Iranerin hatte durch einen Säureanschlag ihr Augenlicht verloren. Das von der Scharia geprägte Recht der Vergeltung (Qisas) gab ihr die Möglichkeit, nun ihrerseits den Täter mit Säure zu blenden. Sie erstritt es sich in einer langwierigen, durch mehrere Instanzen gehenden Verhandlung. Dabei ging es ihr nach eigenen Angaben nicht um Rache, sondern um Prävention durch Abschreckung. Erst im allerletzten Moment, als ein Mitglied ihrer Familie bereits die Pipette mit der Säure in der Hand hielt, die dem Täter in die Augen geträufelt werden sollte, verzichtete Bahrami auf die Vollstreckung der Strafe. Sie hätte, erklärte sie, die Androhung auf die Spitze getrieben, damit die Warnung deutlich werde: „Ich habe sieben Jahre dafür gekämpft, dass diese Auge-um-Auge-Bestrafung ausgeführt wird, aber ich fühle mich jetzt befreit, dass es nicht geschehen ist.“

Zu welch paradoxen Seelenverschlingungen unser Gehirn doch fähig ist. Die didaktischen Absichten der jungen Frau in allen Ehren – ich glaube nicht, dass sie das Zentrum ihrer Verhaltensmotivation darstellen – die Insistenz, mit der dieser Moment vorbereitet wurde, lässt vielmehr auf ein – verständlicherweise – hohes Aggressionspotential schließen, dessen Ziel nicht nur darin bestand, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, sondern die Machtverhältnisse umzukehren und die Opferrolle abzustreifen. Wer Rache ausübt oder einfordert, wird zum Akteur, das einstige Opfer mutiert zum Täter.

Wir kennen diese Muster seit mehr als 2000 Jahren. In der „Orestie“ des Aischylos wird zum ersten Mal in der abendländischen Geschichte der Versuch unternommen, dem finalen Sog der Rache mit rechtsstaatlichen Mitteln zu entgehen. Von Rachefurien, den Erinnyen verfolgt und getrieben sucht der Muttermörder Orest Zuflucht vor dem obersten Gericht Athens – und wird freigesprochen. Die Stimme der Stadtgöttin Athena bricht den Bann und löst die endlose Kette, die Mechanik von Blutschuld und Vergeltung. Das Urbild, vielleicht nur der Traum eines säkularisierten, zivilgesellschaftlichen Umgangs mit dem archaischen Phänomen.

Die Wirklichkeit ist, man versucht zu denken, sieht nach wie vor anders aus. Vor Gericht mögen die Furien unterliegen, realiter kehren sie in gesteigerter Form zurück. Senecas Rachedrama „Medea“ führt die Dynamik dieses rauschhaften Triumphgefühls reiner, süchtiger Rache mit aller Deutlichkeit vor. Am Anfang des Dramas erleben wir die ehemalige kaukasische Herrscherin im Schlepptau ihres treulosen Mannes Jason als gedemütigte, verratene Kreatur. Am Ende einer Serie brutaler Rachemorde wird sie als strahlende Siegerin, im Vollbesitz all dessen, was man ihr aus ihrer Sicht raubte, gezeigt. Das eben von ihr selbst ermordete eigene Kind nachschleifend verkündet sie vom Dach des Palastes herab:

„Nun bin ich Königin, und Vater, Bruder
Sind wieder mein.....“

Mein königliches Geschlecht, ich hab es wieder
...die Götter sind versöhnt.
Getan ist die ungeheure Tat.“

Machen wir uns nichts vor, die heroisierende Darstellung der Täter zeigt es: Subkutan bewundern wir diejenigen, die wir moralisch ächten. Deshalb darf in der Kunst das Undenkbare dargestellt und der Triumph des Bösen wirkmächtig inszeniert werden. Die Stunde der wahren Empfindung, der Empfindung jenseits von Gut und Böse spielt im Theater, nicht in den Gesetzbüchern und philosophischen Traktaten. Würden wir sonst gerne aus der Bibel erfahren, dass selbst Gott mit dem Aggressor Kain, nicht mit Abel paktiert? Kain sogar vor Verfolgung schützt? Jahrtausende später wird der Decadence-Autor Charles Baudelaire den Stamm Kains als eine Art Protheus feiern:

Stamm Abels, wenn du einst verendet,
Dein Aas die Sonne frisst!
Stamm Kains, du hast noch nicht vollendet,
Was deines Amtes ist;
Stamm Abels, deines Eisens Klinge
Dem Wurfspieß ward zum Spott!
Stamm Kains, zum Himmel auf dich schwinge,
Zur Erde schleudre Gott!

Wie eine Konstante zieht sich unsere Lust an der Inszenierung grausamer Rache-Szenarien durch die Weltliteratur. Weiß Gott nicht nur im Trivialen, sondern ebenso im hohen, klassischen Bereich. Wie man weiß, sind solche Elemente fast immer die emotionalen Höhepunkte einer Aufführung und Garanten eines ambivalenten Zuschauerinteresses.

Shakespeares meistgespieltes Stück ist ausgerechnet das mit Gewaltexzessen bestückte Drama „Titus Andronicus“, das in einer ekelregend radikalen Racheepisode endet. Thyestes serviert dem verhassten Gegner als Rache für dessen Taten das zur Pastete verarbeitete Fleisch seiner eigenen Söhne.

Mehr denn je scheint das Thema Rache heute tabu zu sein. Im zivilisierten Diskurs nistet es versteckt, irgendwo zwischen Neid, Missgunst und Gewalt – in der Schmutzdecke unserer Emotionen. Ganz so, als wäre es nur im kriminellen oder archaischen Milieu zu Hause. In Wahrheit wohnt es mitten unter uns und ist allgegenwärtig: im Gerichtssaal, wenn eine Mutter aufspringt und den Vergewaltiger ihrer Tochter auf offener Bühne erschießt. In der Klinik, wenn ein enttäuschter Patient seinen Arzt angreift. Die Beispiele ließen sich häufen. Rache aktiviert uns, macht uns handlungsfähig und setzt unsere Gefühle in großes Kino um. Es ist bemerkenswert, dass sie sich oft eine Bühne sucht, häufig im öffentlichen Raum stattfindet. Neid verkriecht sich – Rache sucht Publikum.

Denn es geht ihr um weit mehr als um abstrakte „Gerechtigkeit“: Bei der Blutrache geht es um Sein oder Nicht-Sein, auch um das Sein in den Augen der anderen, um „Ehre“. Ob innerhalb der rigorosen Regeln der italienischen Mafia, bzw. N`drangheta, der sardischen „Vindicau“ oder der albanischen „Giakmarrja“ die - streng nach den Regeln des seit Jahrhunderten tradierten Gesetzes des „Kalun“

vollstreckt wird – stets sieht sich der Vollstrecker im Einklang mit den inneren Normen seiner Gruppe. Jede noch so grausam erscheinende Tat versteht sich als kulturelle Forderung, als Erfüllung. Ins gesellschaftliche Abseits gerät nicht der Mörder, sondern derjenige, der versucht, sich dem Gesetz der Gruppe zu entziehen. Religiöse, zumindest parareligiöse Rituale der unbedingten Treue festigen den Bund, der zwischen den Klan-Mitgliedern besteht. Wer in ihn eintritt, verliert seine bisherige Identität und nimmt eine neue an.

Von Mordlust oder Todesrausch zu sprechen, wäre völlig verfehlt - es handelt sich sehr viel mehr um Pflichtübungen, um die Erfüllung eines Auftrags, dem ein gesteigertes Lebensgefühl innewohnt. In Ismael Kadalas Roman „Der zerrissene April“ reflektiert der junge Gjorg über seine zwiespältigen Gefühle während dieses Rituals:

„Manchmal wollte er sich sogar einreden, (dass) das Leben ohne das Räderwerk der Blutrache wohl geruhsamer, vielleicht deshalb aber auch .. ohne Sinn gewesen wäre. In den Häusern, in denen sich das Blut Eintritt verschafft hatte, gab es eine Art inneren Lebens. ...Aber das Wichtigste war in ihm selbst... Als ob das Herz zwischen den Rippen hervorgetreten wäre und nun offen und leicht verwundbar daliegen würde, empfindlich für Freude und Leid.“

Bei genauerem Hinsehen erkennt man, dass beide, Täter wie Opfer, gelegentlich auf eine geradezu bestürzende Art zusammenspielen. Beide kennen die Regeln des tödlichen Spiels und wissen um seine Notwendigkeit. Und nicht nur die Protagonisten selbst – auch die Öffentlichkeit kennt den Ablauf und hütet sich davor einzugreifen.

In Gabriel García Márquez „Chronik eines angekündigten Todes“ kann man den Verlauf des Racherituals in akribischer Präzision mitverfolgen. Ein junger Mann, Santiago Nassar, weiß, dass er ermordet werden soll. Zwei Brüder verkünden den Plan, diese Tat auszuführen zu wollen. Ein ganzes Dorf wird Augenzeuge des Geschehens. Der junge Mann versucht nicht zu fliehen. Die Brüder vollführen den Auftrag mit dem Automatismus einer Pflichtübung. Das Dorf wird Zeuge des Geschehens, ohne auch nur ansatzweise den Versuch zu unternehmen, das Geschehen zu verhindern.

Der Erzähler vermittelt dabei den Eindruck, dass durchaus unklar ist, ob Nassar die Schwester der beiden Brüder wirklich „entjungfert“ hat – es genügt, dass sich dieser Eindruck, das bloße Gerücht der Dorfgemeinschaft mitteilt, um das unheilvolle Geschehen in Gang zu setzen. Und alle in gebannte Zuschauer einer „antiken“ Tragödie zu verwandeln. Die Fensterloggen und Tür-Ränge sind dicht besetzt, wenn Nassar von Dutzenden Messerstichen förmlich zerfetzt wird, wenn er seine eigenen Gedärme in den Händen haltend in sein Haus zurückzulaufen versucht. Sie sind dabei, wenn die Ärzte der rustikalen Autopsie den Körper des Opfers ein weiteres Mal in Stücke zerteilen. Und sie wohnen dem Prozess gegen die Brüder bei. Einem absurden Prozess, der in der Aussage gipfelt: „Wir haben ihn mit Absicht getötet, aber wir sind unschuldig.“

Das ist keine plumpe Ausrede, sondern ein Stück weit die Wahrheit. Selbst der Mord ist weit mehr ein verzweifelter Wüten und Wühlen im Körper des Opfers, denn ein Rausch des Tötens. Mit der Frage im Hintergrund, weshalb keiner dieses unwürdige Gemetzel stoppte:

Die trockene, nüchterne und zugleich atemlos fesselnde Chronik des Gabriel García Márquez macht den inneren Leerlauf, die tödliche, unentrinnbare Öde, die stupide Mechanik des angeblich so ehrenhaften Racherituals besser kenntlich als jede noch so pathetische Entrüstung.

Wir sollten der Versuchung widerstehen, die Rituale der Rache in der Antike zu verorten – oder in Kulturen, die wir geneigt sind als rückständig zu betrachten. Es genügt, ein wenig am Lack der eigenen Kultur zu kratzen, um die Spuren des vermeintlich „Archaischen“ selbst im mitteleuropäischen Kulturkreis des 19. Jahrhunderts zu entdecken. Man denke nur an Fontanes Roman „Effi Briest“, in dem die ritualisierte Form der rächenden Wiederherstellung männlicher Ehre durch das Duell in seiner monströsen Hirnlosigkeit vorgeführt wird.

Einem vagen „Gesellschafts-Wir“ verpflichtet, glaubt Innstetten, sich am Verführer seiner Frau rächen zu müssen, obwohl er keinerlei Hass oder wirklich Eifersucht gegen ihn empfindet. Allein dieses „uns tyrannisierende Gesellschafts-Etwas“ nötigt ihn, wider besseres Wissen und Empfinden in Aktion zu treten. Als – sozusagen – „Privatmann“ hat er seiner Frau Effi den Seitensprung mit Crampas längst verziehen; als Angehöriger seiner Gesellschaft aber sieht er sich genötigt, den „Rivalen“, der schon lange keiner mehr ist, zum Duell zu fordern: „Ich muss“, lässt Innstetten Wüllersdorf wissen. Denn „man ist nicht bloß ein einzelner Mensch, man gehört einem Ganzen an.“

Der enorme gesellschaftliche Druck, der auf dem „Rächer“ lasten kann, wurde kaum je derart genau dokumentiert. Das Ritual der Rache steht in seiner ganzen Nacktheit, letztlich Erbärmlichkeit vollständig entmystifiziert vor uns. Und doch würde man es sich zu leicht machen, würde man dies als einen Endpunkt der Debatte um das Phänomen der Rache sehen. Im Unterfutter der zivilisatorisch geglätteten Oberfläche lauert das affektive Bedürfnis nach Selbstjustiz noch immer und versucht sich seinen Raum zu schaffen. Oder sogar zu erkaufen. Und unter geeigneten ökonomischen Koordinaten gelingen der „Medea“ in uns allen gelegentlich noch immer stupende „Erfolge“. Anders wäre der sensationelle Welterfolg von Friedrich Dürrenmatts Tragikomödie „Der Besuch der alten Dame“ (1956) nicht zu erklären.

Nach nahezu fünf Jahrzehnten kehrt die mittlerweile zur Milliardärin gewordene Claire mit großem pompösen Gefolge in ihr heruntergekommenes Heimatdorf Güllen zurück. Mit einem einzigen Ziel: abzurechnen und Gerechtigkeit zu suchen. Abzurechnen mit Alfred III, der damals mittels bestochener Zeugen seine Vaterschaft leugnete und die damals Siebzehnjährige ins Unglück stieß. Sie war gezwungen das Dorf zu verlassen, das Kind wurde ihr von der Fürsorge abgenommen und starb früh. Sie selbst stieg ins Rotlichtmilieu ab, kam jedoch über eine Reihe von Ehen mit Millionären zu einem so gewaltigen Reichtum, dass sie sich im Stande sieht, nahezu alles zu kaufen – auch Gerechtigkeit. Claire spricht zwar nicht von Rache, sondern nur von „Abrechnung“ und „Gerechtigkeit“; sie meint damit jedoch Rache, und zwar Rache in ihrer radikalsten Form. Für eine Milliarde, die sie der verarmten Stadt in Aussicht stellt, will sie den Tod ihres verräterischen ehemaligen Geliebten.

Sie sagt, dass sie bereit sei, Güllen eine Milliarde zu schenken – 500 Millionen für die Stadt und 500 Millionen für die Familien, unter einer Bedingung.

Der Bürgermeister fragt: „Darf ich diese Bedingung wissen?“

Claire: „Ich will die Bedingung nennen. Ich gebe Euch eine Milliarde und kaufe mir dafür die Gerechtigkeit. ...“

Bürgermeister: „Die Gerechtigkeit kann man doch nicht kaufen.“

Claire: „Man kann alles kaufen.“

Claire wird nicht vergeblich warten und jeder ahnt, was kommt. Die anfänglichen Entrüstungswogen gegen ein derart unmoralisches Angebot verebben relativ rasch. Erst wirft die Gemeinde sich zwar noch kollektiv in die Brust, nach dem Motto, lieber arm bleiben, als sich herzlos zu verkaufen. Doch schon bald schleicht sich das süße Gift der Verführung durch das Versprechen auf Wohlstand in das ehrsame Gemeinwesen. Kredite werden aufgenommen, Käufe werden getätigt, Zukunftspläne entworfen. Es bedarf nur noch einer argumentativen Wende, um den *Deal* perfekt zu machen. Und genau die wird gefunden.

Selten wurde das Zusammenspiel zwischen dem eines Verbrechens Beschuldigten, der rächenden Instanz und der Öffentlichkeit so transparent gemacht wie hier. Ganz allmählich bahnt sich ein neues Narrativ an, das einer Gemeinde, die sich erst jetzt in die Pflicht nimmt. Jahrelang hätte man weggesehen, ein Verbrechen, einen Verbrecher unter sich geduldet. Jetzt erst wäre man so weit, dieses gravierende Versäumnis zu erkennen und Abhilfe zu sorgen. Beileibe nicht wegen des Geldes, vielmehr um Verantwortung zu übernehmen, Sühne zu leisten, wäre man nun bereit, sich auf den Vorschlag Zachnassians einzulassen. Es ist das Todesurteil für Ill, der gleichsam kollektiv hingerichtet und von dieser sehr besonderen „Gerechtigkeitsstifterin“ wie eine Trophäe im bereits mitgebrachten Sarg entsorgt wird.

Im Mittelpunkt freilich steht die tragisch umflorte Heldin. Eine neue Medea, eine Rachegöttin, als die sie sich selbst sieht. Ein Götzenbild mit Prothesen, archaisches Kultbild und kapitalistische Machtikone zugleich – umrauscht von Chören, die ihr Tun halb erschrocken, halb bewundernd begleiten und letztlich – mach matter Gegenwehr – vor der archaischen Absolutheit ihrer Haltung kapitulieren:

„Frau Zachanassian! Sie sind ein verletztes liebendes Weib. Sie verlangen absolute Gerechtigkeit. Wie eine Heldin der Antike kommen Sie mir vor, wie eine Medea. Doch weil wir Sie im tiefsten begreifen, geben Sie uns den Mut, mehr von Ihnen zu fordern: Lassen Sie den unheilvollen Gedanken der Rache fallen, treiben Sie uns nicht zum Äußersten, helfen Sie armen, schwachen, aber rechtschaffenen Leuten, ein etwas würdigeres Leben zu führen, ringen Sie sich zur reinen Menschlichkeit durch!“

Claire jedoch bleibt unerbittlich und konstatiert kalt:

„Die Menschlichkeit, meine Herren, ist für die Börse der Millionäre geschaffen, mit meiner Finanzkraft leistet man sich eine Weltordnung. Die Welt machte mich zu einer Hure, nun mache ich sie zu einem Bordell. Wer nicht blechen kann, muss hinhalten, will er mittanzen. Ihr wollt mittanzen. Anständig ist nur, wer zahlt, und ich zahle. Güllen für einen Mord.“

Bleibt die Frage, was steckt dahinter. Was steckt hinter einer mit solch extremen Aufwand vorbereiteten und inszenierten Vergeltungstat. Was treibt die Protagonistin

dazu an? Ein unendliches starkes, unendlich verletztes Gemüt? Eine bis auf den Tod beleidigte Seele? Oder blanker Zynismus nach dem Motto: ich kann mir Gerechtigkeit kaufen?

In biblischen Zeiten vermied man den Tod bisweilen durch Zahlung eines hohen Strafgeldes. Jetzt ermöglicht man ihn mit genau denselben Mitteln. Die Rache im Zeitalter ihrer Ökonomisierbarkeit eröffnet ein neues Kapitel unserer Geschichte dieses widersprüchlichen Rituals, das uns seit Jahrhunderten verfolgt, obwohl wir immer wieder versuchen, ihm aus dem Weg zu gehen. Bisweilen, hat man zumindest den Eindruck, dringt es in immer neuer Gestalt wie ein Virus in unsere Gesellschaft ein. Gelegentlich zwar nur mehr als vage Ahnung, als Spukbild und Strafphantasie. In Zeiten der Corona-Pandemie las man immer wieder davon, dass "Krankheiten uns nicht aus heiterem Himmel befallen, sondern sich aus täglichen Sünden wider die Natur entwickeln". Man zitiert den griechischen Arzt Hippokrates. Doch im Grunde ist es ein leises Nachhallen des alten Erinnyen-Tons, gegen den sich mittlerweile sogar die Kirche verwehrt. Und der dennoch immer als Hintergrundstimme mitzuschwingen scheint.

Ja, ich weiß, am Ende jeder Rache tut die Reue zu stehen. Jedenfalls kennt man das aus den Krimis, die zur „besten Sendezeit“ laufen. Immer wenn ein Opfer, Mann oder Frau, meist mit guten, mit sehr guten Gründen mit einem böartigen Täter abrechnen will, schreitet der Staat in Gestalt des Kommissars oder einer anderen Instanz ein. Entweder man fährt im letzten Moment, bevor der Racheakt vollstreckt werden kann, dazwischen. Oder – falls man zu spät kommt – nimmt den Täter, gelegentlich mit ein wenig Mitgefühl, in Haft und bringt ihn vor Gericht.

In diesen Momenten materialisiert und personalisiert sich gleichermaßen das, was man die „öffentlich-rechtliche“ Stimme nennen könnte. Denn genau hier, an der Schnittstelle zwischen individuellem (Blut)Rache-Bedürfnis und rechtsstaatlichem Verfahren geht es im Grunde um Sein oder Nicht Sein des demokratischen Systems. Es handelt sich ganz schlicht um eine Frage der Macht. Und wer die Macht hat, Gerechtigkeit herzustellen, diktiert die Regeln. Die persönlichen Gefühle, das individuelle Empfinden spielt bei all dem keine Rolle, darf mit guten Gründen keine spielen. Eine umso wichtigere Rolle kommt der Literatur, dem Theater, den Künsten zu. Sie machen das wissentlich verdrängte Erbe der Kultur der Rache immer wieder sichtbar und verweisen so auf die enorme Anstrengung, die nötig ist, um die Spirale der Gewalt zu durchbrechen. Nur mit moralischen Appellen und Verwaltungsbestimmungen ist dem nicht beizukommen. Es gilt auch, den Emotionen der beteiligten Figuren gerecht zu werden, um Gerechtigkeit herzustellen.
